

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Tante Julia und der Schreibe-künstler

Roman. Neu übersetzt von Thomas Brovot
Neu übersetzt von Thomas Brovot

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4381
978-3-518-46381-9

suhrkamp taschenbuch 4381

Mario, gerade achtzehn Jahre alt, träumt von seinem zukünftigen Leben als Schriftsteller über den Dächern von Paris und verdient mit einem Job beim Radio etwas Geld. Da taucht seine wunderschöne, kapriziöse Tante Julia in Lima auf und Mario verliebt sich in sie. Aus dem unwahrscheinlichen Flirt wird die große Liebe, der Skandal ist perfekt: Um jeden Preis versucht der Familienclan, ihr Glück zu verhindern. Mario und Tante Julia fliehen, und auf einer irrwitzigen Fahrt durchs Land suchen sie einen bestechlichen Bürgermeister, der den Minderjährigen mit seiner Tante traut.

Einer der berühmtesten Romane der lateinamerikanischen Literatur und der beliebteste Roman des Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa: eine rasante Liebes- und Gesellschaftskomödie voll lebensklugem Witz.

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, lebt heute in Madrid und Lima. Neben zahlreichen anderen Auszeichnungen erhielt er 2010 den Nobelpreis für Literatur. Sein Werk erscheint auf Deutsch im Suhrkamp Verlag.

Thomas Brovot lebt als Übersetzer (u. a. Juan Goytisolo, Federico García Lorca, Leopoldo Brizuela) in Berlin.

Mario Vargas Llosa
Tante Julia
und der SchreibeKünstler

Roman

Aus dem Spanischen von
Thomas Brovot

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1977 unter dem Titel
La tía Julia y el escribidor
bei Seix Barral, Barcelona

Umschlagfoto: Condé Nast Archive / Corbis

Erste Auflage 2012

suhrkamp taschenbuch 4381

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

© Mario Vargas Llosa, 1977

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Cornelia Niere

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46381-9

Für Julia Urquidi Illanes,
der dieser Roman und ich
so viel verdanken.

Ich schreibe. Ich schreibe dass ich schreibe. Im Geiste sehe ich wie ich schreibe dass ich schreibe und mir dabei zusehe wie ich sehe dass ich schreibe. In meiner Erinnerung schrieb ich schon und sah mir zu wie ich schrieb. Und ich sehe wie ich mich erinnere dass ich sehe wie ich schreibe und mich erinnere wie ich sehe dass ich mich erinnere wie ich schrieb und schreibe während ich sehe wie ich schreibe dass ich mich erinnere gesehen zu haben wie ich schrieb dass ich sah wie ich schrieb in meiner Erinnerung gesehen zu haben wie ich schrieb dass ich schrieb und dass ich schrieb dass ich schreibe dass ich schrieb. Ich kann mir auch vorstellen wie ich schreibe ich hätte schon geschrieben ich würde mir vorstellen wie ich schreibe ich hätte geschrieben ich stellte mir vor wie ich schreibe dass ich sehe wie ich schreibe dass ich schreibe.

Salvador Elizondo, *Der Graphograph*

I

In jenen fernen Tagen war ich noch sehr jung und lebte bei meinen Großeltern in Miraflores, in einem weißgestrichenen kleinen Haus in der Calle Ocharán. Ich studierte an der San Marcos, Jura, glaube ich, und durfte mich darauf gefasst machen, meinen Lebensunterhalt einmal mit einem bürgerlichen Beruf zu verdienen, auch wenn ich eigentlich lieber Schriftsteller werden wollte. Ich hatte einen Job mit pompösem Namen, mäßigem Gehalt, fragwürdigen Beschaffungsmethoden und geschmeidigen Arbeitszeiten: Nachrichtenchef von Radio Panamericana. Es ging darum, aus den Zeitungen die interessantesten Meldungen auszuschneiden und sie ein wenig zu retuschieren, bevor sie gesendet wurden. Die mir unterstellte Redaktion bestand aus einem jungen Mann mit Pomadefrisur und einem Faible für Katastrophen namens Pascual. Nachrichten gab es jede Stunde, eine Minute lang, außer mittags um zwölf und abends um neun, da waren es fünfzehn, aber wir stellten immer gleich mehrere zusammen, so dass ich oft draußen unterwegs war, auf einen Kaffee in der Avenida Colmena, gelegentlich bei einer Vorlesung, wenn nicht in den Räumlichkeiten von Radio Central, wo es munterer zuging als bei uns.

Beide Sender hatten denselben Eigentümer und lagen in unmittelbarer Nachbarschaft in der Calle Belén, unweit der Plaza San Martín. Sie ähnelten sich in nichts. Wie diese Schwestern aus dem Drama, von denen die eine voller Anmut auf die Welt kam und die andere voller Makel, zeichneten sie sich durch ihre Gegensätze aus. Radio Panamericana belegte das Obergeschoss und das Dach eines schicken Neubaus und gab sich mit seinem Personal ambitioniert und

programmbewusst, weltoffen und ein wenig snobistisch, man war modern, jugendlich, aristokratisch. Die Sprecher waren zwar keine Argentinier, hätten es (um mit Pedro Camacho zu sprechen) aber verdient. Es wurde viel Musik gespielt, jede Menge Jazz und Rock, eine Prise Klassik auch, der Sender war der erste in Lima, der die neuesten Hits aus New York und Europa in den Äther schickte, aber auch lateinamerikanische Musik wurde nicht geringgeschätzt, solange sie nur ein Minimum an Raffinement bewies; wogegen die heimische mit Vorsicht genossen wurde, ein Vals musste es schon sein. Es gab Sendungen mit einem gewissen intellektuellen Biss, Porträts aus der Historie, Kommentare zum Weltgeschehen, und selbst im seichteren Programmteil, den Ratespielen oder dem Sprungbrett zum Ruhm, war man merklich bestrebt, allzu Plumpes oder Triviales zu meiden. Ein Ausweis seines kulturellen Engagements war auch ebenjener Nachrichtendienst, den Pascual und ich fütterten, in einer Bretterbude auf dem Dach, von wo aus die letzten verbliebenen Lichtkuppeln über den Häusern von Lima und die Müllkippen zu erkennen waren. Hinauf gelangte man mit einem Aufzug, dessen Tür die beunruhigende Angewohnheit hatte, sich vorzeitig zu öffnen.

Radio Central dagegen quetschte sich in ein altes Gebäude mit zahllosen Innenhöfen und verschlungenen Gängen, und man brauchte nur die hemdsärmeligen, im Slang badenden Sprecher zu hören, und es war klar, dass man sich hier bodenständig gab und an die Masse richtete, das gemeine Volk. Nachrichten wurden kaum welche gesendet, Königin und Herrscherin war die peruanische Musik einschließlich jener der Anden, und nicht selten traten die aus den Stadien bekannten indianischen Sänger bei Publikumsveranstaltungen auf, zu denen sich schon Stunden vor Beginn die Menschen an den Türen drängten. Auch reichlich karibische, mexikanische und argentinische Musik ließ von hier aus den Äther erbeben, und die Sendungen waren so schlicht und einfalls-

los wie erfolgreich: Hörerwünsche, Geburtstagsständchen, Klatsch und Tratsch aus der Welt der Show, der Film- und Plattenstars. Die Hauptattraktion aber, immer wieder, sturzbachgleich, was dem Sender nach allen Umfragen seinen ungeheuren Zuspruch sicherte, waren die Hörspielserien.

Täglich brachten sie ein halbes Dutzend mindestens, und es bereitete mir großes Vergnügen, den Darstellern bei den Aufnahmen über die Schulter zu schauen, abgetakelten, hungrigen, zerlumpten Schauspielerinnen und Schauspielern, deren jugendliche, schmelzende, glockenhelle Stimmen auf erschreckende Weise mit ihren alten Gesichtern, den bitteren Mündern und müden Augen kontrastierten. »An dem Tag, an dem das Fernsehen nach Peru kommt, bleibt ihnen nur der Selbstmord«, prophezeite Genaro junior und deutete durch die Scheiben des Studios, wo sie, wie in einem großen Aquarium, Skripte in der Hand, um das Mikrophon Aufstellung genommen hatten, bereit für Folge vierundzwanzig von *Die Familie Alvear*. Und tatsächlich, wie enttäuscht wären all die Hausfrauen gewesen, denen bei Luciano Pandos Stimme das Herz aufging, hätten sie seinen verwachsenen Körper und seine schielenden Blicke gesehen; wie enttäuscht all die Rentner, die bei Josefina Sánchez' wohlklingendem Raunen in Erinnerungen schwelgten, hätten sie von ihrem Doppelkinn gewusst, ihrem Damenbart, ihren Segelohren und den Krampfadern. Aber die Ankunft des Fernsehens in Peru lag noch in weiter Ferne, und das diskrete Überleben der Hörspielfauna schien vorerst gesichert.

Schon immer hätte ich gerne gewusst, welche Schriftsteller all die Serien fabrizierten, die die Nachmittage meiner Großmutter begleiteten, diese Geschichten, mit denen man mir in den Ohren lag, wenn ich Tante Laura, Tante Olga, Tante Gaby oder meine vielen Cousinen besuchte (unsere Familie war von biblischer Zahl, altes Mirafloreser Blut, man hielt zusammen). Ich hatte schon den Verdacht, dass die Hörspiele Importe waren, aber dann erfuhr ich zu meiner

Überraschung, dass die Genaros sie nicht aus Mexiko oder Argentinien bezogen, sondern aus Kuba. Produziert wurden die Serien von CMQ, einem regelrechten Radio- und Fernsehimperium, das Goar Mestre regierte, ein Herr mit meliertem Haar, den ich einmal, als er auf Durchreise in Lima war, auf den Fluren von Radio Panamericana gesehen hatte, eskortiert von den beflissenen Chefs und den ehrerbietigen Blicken aller Anwesenden. Ich hatte schon so viel über diesen kubanischen Sender gehört – für die Sprecher, Moderatoren und Techniker war er ein ebensolcher Mythos wie das damalige Hollywood für die Filmliebhaber –, dass Javier und ich einmal, als wir beim Kaffee im Bransa saßen, unserer Phantasie freien Lauf ließen und uns das Heer der Vielschreiber ausmalten, wie sie im fernen Havanna mit seinen Palmen, paradiesischen Stränden, Pistoleros und Touristen in der Zitadelle von Goar Mestre in klimatisierten Büros saßen und acht Stunden am Tag auf dahinsurrenden Schreibmaschinen diese Flut an Seitensprüngen, Selbstmorden, Leidenschaften produzierten, an Bekanntschaften und Erbschaften, Zufällen, Zuneigungen und Verbrechen, eine Flut, die sich von der Antilleninsel über ganz Lateinamerika ergoss, um, Klang geworden in den Stimmen der Luciano Pandos und Josefina Sánchez, die Nachmittage der Großmütter, Tanten, Cousinen und Rentner eines jeden Landes mit Träumen zu erfüllen.

Genaro junior kaufte (besser gesagt: CMQ verkaufte) die Hörspiele nach Gewicht und telegraphischer Order. Er selbst hatte es mir einmal erzählt, als ich ihn zu seinem Erstaunen fragte, ob er, seine Brüder oder sein Vater die Skripte absegneten, bevor sie über den Sender gingen. »Wärst du in der Lage, siebzig Kilo Papier zu lesen?«, meinte er nur und sah mich mit jener milden Nachsicht an, die er für Intellektuelle übrighatte, ein Status, den er meiner Person zugestanden hatte, als er eine Erzählung von mir in der Sonntagsbeilage von *El Comercio* entdeckte. »Was schätzt du, wie lange würde

es dauern, einen Monat, zwei? Wer hat schon Monate Zeit, Hörspiele zu *lesen*? Das machen wir auf gut Glück, und gottlob hat uns der Herr der Wunder bisher beschützt.« Wenn es gut lief, fand Genaro junior über irgendeine Werbeagentur oder über Kollegen und Freunde heraus, wie viele Länder und mit welchen Hörerzahlen eine angebotene Serie gekauft hatten; wenn nicht, entschied er je nach Titel oder warf eine Münze. Nach Gewicht wurden die Serien gehandelt, weil es eine weniger betrugsanfällige Methode war als nach Seitenzahl oder Zahl der Wörter, letztlich war es die einzig überprüfbare. »Klar«, sagte Javier, »wenn keine Zeit ist, sie zu lesen, dann erst recht nicht, die ganzen Wörter zu zählen.« Er fand es reizvoll, sich einen Roman von achtundsechzig Kilo und dreißig Gramm vorzustellen, dessen Preis, wie der von Kühen, Butter oder Eiern, eine Waage bestimmte.

Dergleichen Verfahren bereitete den Genaros aber auch Scherereien. Die Texte strotzten von kubanischen Wörtern und Wendungen, die Luciano, Josefina und ihre Kollegen Minuten vor der Sendung eigenhändig und so gut sie konnten (immer schlecht) ins Heimatidiom übertrugen. Bisweilen kam hinzu, dass auf dem Weg von Havanna nach Lima, in den Bäuchen der Schiffe oder Flugzeuge oder auch beim Zoll, die vollgetippten Papierstöbe beschädigt wurden und ganze Folgen verlorengingen, die Feuchtigkeit machte sie unlesbar, Seiten gerieten durcheinander, die Mäuse im Magazin von Radio Central fraßen sie auf. Da dies erst in letzter Minute, wenn Genaro senior die Skripte verteilte, auffiel, kam es zu beängstigenden Situationen. Sie wurden gemeistert, indem man die abhandengekommene Folge ohne Rücksicht auf Verluste übersprang oder, in diffizileren Fällen, Luciano Pando oder Josefina Sánchez für einen Tag aufs Krankenlager schickte, so dass vierundzwanzig Stunden Zeit blieb, die verschwundenen Gramme oder Kilos unter einem Flicker zu verbergen, wiederzubeleben oder ohne allzu traumatische Begleiterscheinungen zu streichen. Da CMQ noch dazu saf-

tige Preise verlangte, war Genaro junior verständlicherweise hochofrend, als er von der Existenz und den außerordentlichen Talenten Pedro Camachos erfuhr.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als er mir von dem Rundfunkphänomen erzählte, denn an ebenjenem Tag, zur Mittagessenszeit, sah ich Tante Julia zum ersten Mal. Sie war die Schwester der Frau meines Onkels Lucho und am Abend zuvor aus Bolivien gekommen. Frisch geschieden, wollte sie ein wenig Ruhe finden und sich von ihrem Ehedebakel erholen. »Sich bloß einen neuen Mann angeln«, wie Tante Hortensia, das größte Lästermaul unter meinen Verwandten, bei einem Familientreffen befand. Donnerstags aß ich immer bei Onkel Lucho und Tante Olga zu Mittag, und an besagtem Tag war die Familie noch im Schlafanzug und verdaute bei pikanten Muscheln und einem kühlen Bier die feuchtfröhliche Nacht. Bis in den Morgen hatten sie mit dem Besuch gequatscht und getratscht und zu dritt eine Flasche Whisky geleert. Sie hatten einen Brummschädel, Onkel Lucho jammerte, in seinem Büro herrsche bestimmt das Chaos, Tante Olga meinte, es sei eine Schande, an einem Wochentag die Nacht durchzumachen, und die Angereiste, im Morgenrock, ohne Schuhe und mit Lockenwicklern im Haar, leerte einen Koffer. Es schien sie nicht zu stören, dass ich sie in einem Aufzug sah, in dem niemand sie für eine Schönheitskönigin gehalten hätte.

»Du bist also der Sohn von Dorita«, sagte sie und drückte mir einen Kuss auf die Wange. »Die Schule hast du aber schon hinter dir, oder?«

Wie ich sie hasste. Wenn ich mit der Familie immer mal wieder aneinandergeriet, dann weil alle meinten, sie müssten mich noch wie ein Kind behandeln und nicht wie das, was ich war, nämlich schon achtzehn und ein ganzer Mann. Nichts brachte mich so zur Weißglut wie dieses *Marito*; der Diminutiv, hatte ich das Gefühl, schickte mich zurück in die kurzen Hosen.

»Er studiert schon seit langem Jura und arbeitet als Journalist«, erklärte Onkel Lucho und hielt mir ein Glas Bier hin.

»Ehrlich gesagt«, konnte Tante Julia sich nicht verkneifen, »du siehst immer noch aus wie ein kleiner Junge, Marito.«

Während des Mittagessens fragte sie mich in diesem anschmiegenden Ton, den Erwachsene anschlagen, wenn sie mit Schwachsinnigen oder Kindern sprechen, ob ich eine Freundin hätte, ob ich auf Feten ginge, welchen Sport ich machte, und dann riet sie mir – mir war nicht klar, ob diese abartige Bemerkung Absicht war oder Naivität, jedenfalls traf sie mich ins Herz –, ich solle mir *sobald wie möglich* einen Schnurrbart wachsen lassen. Dunklen Typen stehe das, und bei den Mädchen würde es mir die Sache erleichtern.

»Der denkt nicht an Weib und Gesang«, erklärte Onkel Lucho. »Er ist ein Intellektueller. Er hat eine Erzählung in der Sonntagsbeilage von *El Comercio* veröffentlicht.«

»Nicht dass Doritas Junge uns noch andersrum wird«, lachte Tante Julia, und in einem Anfall von Solidarität musste ich an ihren Exmann denken. Aber ich lächelte und spielte das Spiel mit. Dann erzählte sie ein paar grauenvolle bolivianische Witze und zog mich weiter auf. Als ich mich verabschiedete, sah es so aus, als wollte sie sich für ihre spitze Zunge entschuldigen, denn sie sagte mir im liebenswürdigsten Ton, ich solle sie doch mal abends ins Kino begleiten, sie sei ganz verrückt aufs Kino.

Ich kam gerade noch rechtzeitig zu Radio Panamericana, um Pascual daran zu hindern, die gesamten Drei-Uhr-Nachrichten einer Keilerei zwischen Totengräbern und Leprakranken in den exotischen Straßen von Rawalpindi zu widmen, *Ultima Hora* hatte die Meldung gebracht. Nachdem ich auch die beiden nächsten Nachrichten aufbereitet hatte, ging ich einen Kaffee trinken. Am Eingang von Radio Central traf ich einen überschwänglichen Genaro junior. Er packte mich am Arm und schleppte mich ins Bransa: »Ich muss dir etwas Unglaubliches erzählen.« Er war ein paar Tage in La Paz ge-

wesen, in Geschäften, und hatte ihn dort in Aktion erlebt, diesen vielfachen Menschen: Pedro Camacho.

»Nein, kein Mensch, eine Fabrik«, korrigierte er sich voller Bewunderung. »Er schreibt alle Theaterstücke, die in Bolivien aufgeführt werden, und spielt in allen mit. Und er schreibt alle Hörspiele und führt Regie und ist in allen der Liebhaber.«

Mehr noch als seine Produktivität und Vielseitigkeit hatte ihn jedoch seine Beliebtheit beeindruckt. Um ihn im Teatro Saavedra von La Paz sehen zu können, hatte er sich die Eintrittskarten auf dem Schwarzmarkt besorgen müssen, zum doppelten Preis.

»Wie beim Stierkampf, nicht zu fassen«, wunderte er sich immer noch. »Davon können die Theater in Lima nur träumen.«

Er erzählte, zwei Tage hintereinander habe er gesehen, wie die Frauen, ob jung oder alt, sich an den Ausgängen von Radio Illimani drängten und für ein Autogramm auf ihr Idol warteten. Die örtliche Filiale von McCann Erickson hatte ihm außerdem versichert, dass die Serien von Pedro Camacho die meisten Hörerzahlen aller bolivianischen Sender hätten. Genaro junior war, was man damals einen fortschrittlichen Unternehmer zu nennen begann: Das Geschäft interessierte ihn mehr als alle Ehrentitel, er war kein Mitglied des Club Nacional und auch nicht darauf aus, er befreundete sich mit aller Welt, und seine Dynamik war anstrengend. Als Mann der schnellen Entschlüsse überredete er Pedro Camacho nach seinem Besuch bei Radio Illimani, exklusiv für Radio Central nach Peru zu kommen.

»Das war ein Leichtes, die haben ihn dort kurzgehalten«, meinte er. »Er wird die Serien übernehmen, und die kubanischen Haie von CMQ jage ich zum Teufel.«

Ich versuchte ihm seine Freude ein wenig zu vergällen und sagte, wie ich soeben hätte feststellen dürfen, seien die Bolivianer fürchterliche Unsympathen. Pedro Camacho würde sich mit den Leuten von Radio Central nur in der Wolle liegen,

sein Akzent würde den Hörern wie Kieselsteine in den Ohren klingen, und da er Peru nicht kenne, würde er von einem Fettnapf in den nächsten treten. Doch Genaro junior lächelte nur, meine defätistischen Prophezeiungen perlten an ihm ab. Pedro Camacho sei zwar noch nie hier gewesen, aber er habe ihm von der Seele Limas erzählt wie ein echter Bajopontino, und seine Aussprache sei vorzüglich, ohne überbetonte s und r, Kategorie Samt.

»Luciano Pando und die anderen Schauspieler werden ihn schon zusammenstauchen, unseren Ausländer«, träumte Javier. »Oder die schöne Josefina Sánchez vergewaltigt ihn.«

Wir saßen in der Dachbude und unterhielten uns, während ich, Adjektive und Adverbien austauschend, Meldungen aus *El Comercio* und *La Prensa* für El Panamericano in die Maschine tippte, das Nachrichtenmagazin um zwölf. Javier war mein bester Freund, und wir sahen uns jeden Tag, und sei es nur kurz, um uns zu vergewissern, dass es uns gab. Er war ein Mensch von wechselnden und widersprüchlichen, immer aber aufrichtigen Schwärmereien. Im Fachbereich Literaturwissenschaft an der Católica war er der Star gewesen, nie zuvor hatte man einen so fleißigen Studenten erlebt, nie einen so luziden Leser von Lyrik, nie einen so geistreichen Exegeten schwieriger Texte. Für alle stand außer Frage, dass er sein Studium mit einer brillanten Arbeit abschließen, ein brillanter Professor und ein ebenso brillanter Dichter oder Kritiker würde. Doch eines Tages hatte er, ohne ein Wort der Erklärung und zur allgemeinen Enttäuschung, die Abschlussarbeit hingeworfen, der Literatur und der Universidad Católica den Rücken gekehrt und sich an der San Marcos in Wirtschaftswissenschaften eingeschrieben. Als jemand ihn fragte, was der Grund für diesen Sinneswandel sei, gestand (oder scherzte) er, die Arbeit, an der er schreibe, habe ihm die Augen geöffnet. Ihr vorgesehener Titel war *Die Parömien bei Ricardo Palma*, und so hatte er, auf der Jagd nach Sprichwörtern, die *Peruanischen Überlieferungen* unter die Lupe genommen

und es mit seiner Gewissenhaftigkeit und Akribie geschafft, einen ganzen Karteikasten mit gelehrten Kärtchen zu füllen. Eines Morgens dann verbrannte er die Kiste samt Kärtchen auf einem Feld — wir beide vollführten einen Indianertanz um das philologische Feuer — und beschloss, fortan die Literatur zu hassen, selbst die Wirtschaftswissenschaften seien da noch besser. Sein Praktikum machte Javier bei der Zentralbank von Peru, wo er immer einen Vorwand fand, vormittags auf einen Sprung bei Radio Panamericana vorbeizukommen. Von seinem parömiologischen Albtraum war ihm die Angewohnheit geblieben, mich mit den wildesten Sprichwörtern zu traktieren.

Es wunderte mich sehr, dass Tante Julia, obwohl sie Bolivianerin war und in La Paz lebte, noch nie von Pedro Camacho gehört hatte. Aber sie erklärte mir, sie habe noch nie ein Hörspiel gehört und auch in kein Theater mehr einen Fuß gesetzt, seit sie im *Tanz der Stunden* als Morgenröte aufgetreten sei, in ihrem letzten Schuljahr bei den irischen Nonnen (»Frag mich bloß nicht, wie lange das her ist, Marito«). Wir waren auf dem Weg von Onkel Luchos Haus am Ende der Avenida Armendáriz zum Kino Barranco. Sie selbst hatte mir am Mittag die Einladung aufgedrängt, und das auf die hinterhältigste Art. Es war der Donnerstag nach ihrer Ankunft, und auch wenn mir die Aussicht, wieder bolivianischen Scherzen zum Opfer zu fallen, alles andere als behagte, wollte ich beim wöchentlichen Mittagessen nicht fehlen. Ich hatte die Hoffnung, sie nicht anzutreffen, da ich am Abend zuvor — mittwochs wurde Tante Gaby besucht — gehört hatte, wie Tante Hortensia in einem Tonfall, als kennte sie das Geheimnis der Götter, bekanntgab:

»In ihrer ersten Woche in Lima ist sie viermal ausgegangen, mit vier verschiedenen Verehrern, einer davon verheiratet. Die Geschiedene hat was vor!«

Als ich gleich nach dem Mittagmagazin zu Onkel Lucho kam, war ausgerechnet einer ihrer Verehrer da. Kaum trat

ich ins Wohnzimmer, verspürte ich die süße Lust der Rache, denn neben ihr, mit Erobererblick zu ihr hingewandt und von sprühender Lächerlichkeit in seinem altmodischen Anzug mit Fliege und Nelke im Knopfloch, saß Onkel Pancraccio, ein leiblicher Cousin meiner Großmutter. Er war schon seit Ewigkeiten Witwer, hielt beim Gehen die Füße auf zehn nach zehn, und seine Besuche wurden in der Familie stets bissig kommentiert, da er es sich nicht nehmen ließ, vor aller Augen die Dienstmädchen zu kneifen. Er färbte sich die Haare, trug eine Taschenuhr mit Silberkettchen, und jeden Nachmittag Punkt sechs konnte man ihm begegnen, wie er an einer Ecke des Jirón de la Unión stand und der aus den Büros strömenden Damenwelt Komplimente nachrief. Als ich mich zu der Bolivianerin beugte, um ihr einen Begrüßungskuss zu geben, flüsterte ich ihr voll Schadenfreude ins Ohr: »Welch eine Eroberung, Julita.« Sie zwinkerte mir zu und nickte. Beim Essen dann, nachdem Onkel Pancraccio erst einen Vortrag über Volksmusik gehalten hatte, für die er Experte war – bei Familienfesten legte er immer ein Solo auf dem Cajón hin –, wandte er sich an Tante Julia, und wie ein geleckter Kater schnurrte er: »Apropos, donnerstags abends trifft sich immer der Club Felipe Pinglo in La Victoria, dort schlägt das kreolische Herz. Hättest du nicht Lust, einmal richtige peruanische Musik zu hören?« Ohne eine Sekunde zu zögern und mit untröstlicher Miene, was der Verleumdung noch die Beleidigung aufsetzte, deutete Tante Julia auf mich und antwortete: »Ach, wie schade. Marito hat mich ins Kino eingeladen.« Onkel Pancraccio zeigte Sportsgeist und verbeugte sich: »Der Jugend den Vortritt.« Als er gegangen war, dachte ich, ich wäre davongekommen, denn Tante Olga fragte: »Das mit dem Kino war nur, um den alten Lustmolch loszuwerden, oder?« Aber Tante Julia verwahrte sich: »Von wegen, meine Liebe, ich wünsche mir nichts sehnlicher, als diesen Film im Barranco zu sehen, er ist für junge Damen nicht empfohlen.« Dann wandte sie sich an mich, der ich hatte zuhören dürfen,

wie sich mein abendliches Schicksal entschied, und zu meiner Beruhigung schickte sie noch eine erlesene Artigkeit hinterher: »Wegen des Geldes mach dir keine Sorgen, Marito. Ich lade dich ein.«

Und da liefen wir dann über die dunkle Quebrada de Arrendáriz, die breite Avenida Grau, einem Film entgegen, der noch dazu ein mexikanischer war und *Mutter und Geliebte* hieß.

»Das Schlimmste für eine geschiedene Frau ist nicht, dass alle Männer glauben, sie seien verpflichtet, dir Sachen vorzuschlagen«, klärte Tante Julia mich auf. »Aber sie denken, weil du geschieden bist, ist alles Romantische überflüssig. Sie machen dir nicht den Hof, sagen dir keine galanten Worte, sie fallen einfach mit der Tür ins Haus, und das auf die plumpeste Weise. Die können mich mal. Ehe die mich zum Tanz auffordern, gehe ich lieber mit dir ins Kino.«

Ich bedankte mich für die Blumen.

»Die sind so dumm und halten jede geschiedene Frau für ein leichtes Mädchen«, fuhr sie fort und ignorierte meine Bemerkung. »Außerdem denken sie nur an das eine. Wobei das doch gar nicht das Schönste ist, sondern sich zu verlieben, etwa nicht?«

Ich erklärte ihr, die Liebe gebe es nicht, das sei eine Erfindung der provenzalischen Troubadoure und eines Italieners namens Petrarca. Was die Leute für das lautere Plätschern der Gefühle hielten, für reinsten Herzenserguss, sei nichts anderes als das triebgesteuerte Verhalten rolliger Katzen, verborgen hinter schönen Worten und den Mythen der Literatur. Ich glaubte selber nichts davon, aber ich wollte mich wichtig tun. Im Übrigen reagierte Tante Julia recht ungläubig auf meine erotisch-biologische Theorie – glaubte ich wirklich diesen Quatsch?

»Ich bin gegen die Ehe«, sagte ich und gab mich so altklug wie möglich. »Ich bin für das, was man freie Liebe nennt. Nur sollten wir es, wenn wir ehrlich sind, besser freies Kopulieren nennen.«